

Marcel Huwyler

# Frau Morgenstern und der Abgrund

Der fünfte Fall der Mordslady

Kriminalroman

|g|r|a|f|i|t|

**Marcel Huwyler** wurde 1968 in Merenschwand/Schweiz geboren. Als Journalist und Autor schrieb er viele Jahre Reportagen über seine Heimat und Geschichten aus aller Welt. Er lebt heute an einem See in der Zentralschweiz.

[instagram.com/marcel\\_huwyler\\_schreibt](https://www.instagram.com/marcel_huwyler_schreibt)

[facebook.com/marcelhuwyler.schreibt](https://www.facebook.com/marcelhuwyler.schreibt)

# Prolog

*Vor über 86 Jahren, an einem Montag Anfang Mai*

Ein Gigant.

Es gibt nur dieses eine Wort, das dem jungen Mann angemessen genug erscheint. Das Schiff ist kolossal und ehrfurchtgebietender als alles, was ihm in seinen vierundzwanzig Lebensjahren bisher unter die Augen gekommen ist.

Und unbestreitbar der Gipfel der Eleganz.

Er kennt nichts, was diesem Gefühl gleichkommt. Und mit seinen zweihundertfünfundvierzig Metern ist das Schiff lediglich vierundzwanzig Meter kürzer als die »Titanic«.

Der junge Mann hat in der Volks-Zeitung sämtliche Artikel über diesen Triumph deutscher Ingenieurskunst und dessen Bedeutung für das Reich gelesen sowie in der Berliner Illustrierte Zeitung die Fotoreportagen und insbesondere die Konstruktionsskizzen eingehend studiert. Die Jungfern Fahrt des Luxusliners hat er sich letzten Frühling in der Wochenschau im Kino angesehen. Und zwei Offizierskameraden, denen es aufgrund familiärer Beziehungen zur Reederei vergönnt war, das Schiff zu besichtigen, haben ihm in Superlativen davon berichtet.

Aber hier und jetzt selbst vor diesem Giganten zu stehen, Pracht und Dimension auf sich wirken zu lassen, als stünde er vor einer Gottheit, stimmt ihn zutiefst demütig. Und übermütig zugleich.

Denn er ist einer der Passagiere. Er fährt mit. Von Deutschland über den Atlantik nach Amerika. Nach New York.

In der Sakkotasche seines Straßenanzugs steckt ein Einwegticket für tausendsiebenhundert Reichsmark. Dafür muss ein Fachangestellter acht Monate lang arbeiten.

Er ist mit der Bahn von Berlin her angereist, führt eine lederne Maulbügeltasche und seine Olympia-Reiseschreibmaschine im Transportkoffer bei sich und trägt, statt seiner Wehrmachtsuniform im Rang eines Leutnants, für einmal Zivilkleidung. Letzteres ist wichtig, gilt es doch, um keinen Preis aufzufallen. Nichts darf die Aufmerksamkeit auf ihn lenken. Größtmögliche Anonymität sei einer der Garanten für eine erfolgreiche Mission, haben ihm seine Auftraggeber eingebläut, als sie mit ihm den Plan bis ins kleinste Detail durchexerzierten und er sich anhand von Blaupausen der Schiffsbaupläne jede Niete, jede Strebe und den Verlauf jedes Korridors einprägte.

Zusammen mit den anderen Passagieren – die meisten offenkundig gut situiert, was angesichts des horrenden Fahrpreises kein Wunder ist – steht er in der Warteschlange vor der Gepäckaufgabe, die sich in einem mächtigen Backsteingebäude mit hohen, schmalen Fenstern und Dachoberlichtern befindet. Angestellte der Reederei und Zollbeamte kontrollieren sämtliches Gepäck auf Schmuggelware und Gefahrgüter. Und auf Devisen, denn die Passagiere dürfen nur eine kleine Menge Reichsmark ausführen. Eine Reihe dahinter beobachten Männer mit Granitvisagen und dunklen Trenchcoats die Szenerie. Der junge Mann ist sich ziemlich sicher, dass sie Angehörige der Geheimen Staatspolizei sind, der Gestapo.

Nachdem sein Gepäck penibel genau durchsucht und für unbedenklich und somit reisetauglich befunden worden ist, darf er an Bord. Ein Steward mit antrainierter Höflichkeit geleitet ihn über mehrere Treppen und Aufgänge zu seiner Unterkunft auf dem A-Deck. Seine Auftraggeber haben dafür gesorgt, dass er die Doppelkabine – gegen achthundert Reichsmark Aufpreis – für sich allein benutzen kann. Fremde Augen und Ohren sind unerwünscht, weil eine potenzielle Gefahr.

Der junge Mann packt seine Sachen aus und verstaut sie,

erfrischt sich am in die Wand einklappbaren Waschbecken aus Kunststoff (es gibt doch tatsächlich fließendes heißes Wasser) und macht sich anschließend mit dem Luxusliner vertraut. Er schlendert das Promenadendeck hinunter und die Wandelhalle entlang, besichtigt die geschmackvoll dekorierten Gesellschaftsräume mit ihren modernen Rohrsthülen, Seidentapeten und der riesigen Weltkarte an der Wand, den exklusiven Rauchsalon mit der Bar, die Bordbibliothek samt Schreibzimmer sowie den Speisesaal, dessen Tische eben mit weißen Tüchern, Silberbesteck und Porzellanservices eingedeckt und mit frischen Schnittblumen dekoriert werden.

Er greift sich eine Speisekarte, wirft einen Blick darauf und überlegt, ob er zum Abendessen die Mastente bayrischer Art mit Blaukraut oder lieber das Wildbretkotelett Beauval mit Berny-Kartoffeln wählen soll. Nicht, dass er Appetit hätte, geschweige denn richtigen Hunger. Dazu ist er viel zu angespannt. Aber wenn seine Tarnung als gut betuchter Geschäftsreisender glaubhaft sein soll, muss er sich während der Überfahrt nach New York solchen Dingen wie Kulinarik, Small Talk und Piano-Soirées im Gesellschaftsraum zugeneigt zeigen.

Um keinen Preis auffallen.

Wie ein normaler, neugieriger Passagier soll er wirken, haben sie ihm eingetrichtert. Luxus, Eleganz und À-la-Carte an Bord genießend. Lediglich auf die erlesenen Burgunder, die Moselweine, Liköre und die Drinks an der Bar würde er verzichten. Denn nur ein klarer Kopf kann außergewöhnliche Befehle nüchtern umsetzen.

Exakt um zwanzig Uhr sechzehn setzt sich das Schiff in Bewegung. Die zurückbleibende Hafenmannschaft und eine Horde Schaulustiger johlen zum Abschied und winken ungezügelt; die Passagiere grüßen ihrem Stand und den guten Sitten entsprechend weitaus verhaltener zurück.

Der junge Leutnant schaut sich das Spektakel vom Prome-

nadendeck aus an. Er genießt die in der Abenddämmerung vorbeiziehende Landschaft. Bald schon werden sie das offene Meer erreichen. Die weiße Bordwand wird von Scheinwerfern angeleuchtet, damit der Gigant für Beobachter aus der Ferne noch heroischer wirkt.

Am Bug des Traumschiffs ist in Frakturschrift sein Name angebracht.

Am Heck prangen mehrere Hakenkreuze.

Der junge Mann heißt Heinrich und denkt unentwegt an seine Mission. Und an seine Frau in Berlin. An Charlotte. Und an das Kind, das sie zusammen erwarten.

Sterben ist selten schön.

Schon gar nicht mit heruntergelassener Hose.

Nach eingehender Prüfung aller in Frage kommender Eliminierungs-Möglichkeiten hatten sich Morgenstern und Schlunegger für die »Traube« als Tatort entschieden.

Das rustikale, holzgetäfelte Restaurant wurde in vierter Generation von der gleichen Familie geführt, lag in der Altstadt und war wegen seiner keck interpretierten Menü-Klassiker nicht nur bei Wie-früher-bei-Mama-Essern beliebt. Der Hit war das Pot-au-feu im Silbertopf mit kräftiger Bouillon, zartem Siedfleisch, Speck, Rindszunge, Saucisson und einem drallen Markbein. Im GourMillau wurde die urgemütliche Gaststube seit letztem Jahr erstmals mit dreizehn Punkten gelistet, was zu vielen neureichen Neugierigen, aber auch vergrämten Alteingefressenen geführt hatte. Seither versuchte die Wirtefamilie den Kulinarik-Spagat zwischen Foodies und Stammgästen.

Die Zielperson war männlich, siebenundfünfzig Jahre alt und aß jeden Werktag in der Traube zu Mittag.

Der Mann hielt sich stets an die Tagesgerichte, die »Der Chef empfiehlt« auf einer schwarzen Klappwandtafel beim Eingang mit Kreidemarker anprries. An diesem Mittwoch genoss er Menü drei, Hackbraten à la Oma Hedwig mit Kartoffelstock, Erbsen und Rüben und einer Marsalasoße wie nicht von dieser Welt. Dazu trank er seinen obligaten Humpen Bier; ein »Kübeli«, wie er jeweils bei Agnes bestellte, im wohligen Glauben, die Verniedlichungsform mache das Maß weniger voll.

Hackbraten, fand Violetta Morgenstern, sei eine würdige Henkersmahlzeit.

»Daran habe ich noch gar nie gedacht«, sagte Miguel Schlunegger. »Das letzte Gericht vor dem Hinrichter ... Was wäre das bei mir?« Er zog erst die Stirn kraus und zeigte dann sein breitestes Schurkengrinsen, was Morgenstern alleweil als Warnung verstand, dass er eben bedenklich kreativ geworden war.

Er hatte gewählt: »Zur Vorspeise nehme ich Mordatella. Danach ein Killi con Carne, mit Sterbsen als Gemüse, und zum Nachtisch dann natürlich – weil bereits auf halbem Weg ins Nirwana – eine Götterspeise. Oder aber, sollte meine letzte Mahlzeit schnell und grausam stattfinden, dann entscheide ich mich für Rosenkohl.«

»Ach, komm, du Schwätzer, Rosenkohl kann sehr lecker schmecken.«

»Stimmt, wenn man ihn vor dem Essen durch ein Steak ersetzt.«

»Was du wieder für Blödsinn verzapfst. Rosenkohl beispielsweise halbiert, zusammen mit Cashewkernen in Butter angebraten und zum Schluss mit Semmelbröseln scharf kurz krustig anrösten. Du, das schmeckt wirklich ...«

»Keine Kochschule jetzt, Morgenstern.«

Sie schaute ihn an, als habe er sie beleidigt. »Trotzdem solltest du das Thema Ableben etwas seriöser nehmen, Miguel. Das Ende kann ganz schnell und unerwartet kommen. In unserer speziellen Lebenssituation sowieso.«

»Entspann dich, Morgenstern, hast ja recht.« Miguels Grinsen schmolz zusammen. »Ich mag halt einfach nicht andauernd an mein Finale denken. Finde, damit beschwöre ich es geradezu herauf.«

»Selbstverständlich überlege auch ich nicht ständig an meinem letzten Stündchen herum, aber etwas Vorsorge für die Endsorge sollte halt schon sein. Drum habe ich ...«

»Augenblick!« Miguel deutete auf den Bildschirm seines Tabletcomputers. »Unser Mann bestellt gerade die Rechnung.«

Die weitwinklige Überwachungskamera im Innenraum des Restaurants – Miguel hatte sie vor einigen Tagen mit Hilfe einer Spy-Software geknackt und sich so zum Zuschauer gemacht – zeigte eben, wie ihre Zielperson die Hand hob, die Fingerspitzen in monetärer Geste aneinanderrieb und der vorbeieilenden Bedienung mit hochgerecktem Kinn zunickte.

»Genau wie jeden Mittag. Erst bezahlt er, danach muss er mal – dann sollten wir wohl auch mal.« Miguels Signal zum Einsatz.

Sie saßen beide auf einer von Platanenbäumen beschatteten und Sonnenstrahlensplittern gesprengelten Parkbank am Rande einer Naturwiese, zu der ein paar Gebüschrreihen gehörten, ein achteckiger Brunnen aus Sandstein mit einem »Trinkwasser«-Täfelchen sowie eine separate Hundekackecke. Ein kleiner grüner Lungenflügel mitten in der Altstadt und keine drei Fußmarschminuten von der Traube entfernt. Das Wildeste hier auf diesem friedlichen Fleckchen waren der frei wuchernde Wiesensalbei, die Margeriten und Goldnesseln und die dauerzeternden Spatzen. Es gab hektischere Einsatzzentralen für Liquidationsteams.

Violetta hatte ihre Handtasche dabei, ein Riesenteil in der Farbe Resolutrot, über das Miguel immer spottete, darin hätte mehr Platz als in einem Großvolumenabfallsack für Bau und Gewerbe. Er schaute ihr amüsiert zu, wie sie jetzt beinahe mit Kopf und Oberkörper in der Tasche verschwand, um darin herumzukramen. Kann gut sein, dachte Miguel, dass sie nach einer verlegten Kaffeemaschine sucht, einem antiken Nachtischchen oder einem alten Auto.

Als könnte sie seinen Spott hören, schaute Violetta unversehens zu Miguel hoch und zog die Stirn in Falten. Dann holte sie aus der Monsterhandtasche ein dunkelblaues Kopftuch hervor, eine Überwurfschürze mit Alttanten-Farbmuster in Siebzigerjahre-Braun- und Orangetönen und eine schwarze Kassenbrille mit dickem Gestell und riesigen Fenstergläsern.

Sie zog die Kleider an, setzte die Brille auf – und sah augenblicklich so ganz verwandelt aus.

»Gut so?«

»Steht dir prima! Genau dein Style. Meine greise Tante Cäcilia selig, die sah auch so ...«

»Dummer Laferi.«

Miguel schenkte ihr einen übertrieben sentimental Ge-sichtsausdruck. »Jetzt im Ernst, Morgenstern, alles prima. Du bist nicht wiederzuerkennen – und darum einsatzbereit. Dann wünsche ich viel Glück als Putze.«

Sie betrachtete ihn mit umwölkter Stirn. »Putze? Etwas gar despektierlich.«

»Okay, dann halt Putzfrau.«

»Das nennt sich heute Raumpflegerin.«

»Schon klar, klingt natürlich massiv *cleaner*.«

»Nein, aber weniger minderwertig, du Chauvi.«

»Na, dann pfleg mal schön den Raum, Morgenstern.«

»Mach ich. Wenn alles sauber klappt, wird es unserer Ziel-person bald so richtig dreckig gehen.«

Miguel schnappte theatralisch nach Luft und hob die Hände, als ergebe er sich. »Mann, Mann! Ich möchte *einmal* erleben, dass dir die Worte fehlen.«

Violetta machte mit den Schultern eine verlegene Klein-mädchen-Geste, so als sei sie unsicher, ob er das eben als Kompliment oder als Vorwurf gemeint hatte. Aus ihrer Hosenta-sche zog sie ein winziges Schächtelchen, entnahm ihm einen Hörknopf und tupfte sich diesen in ihr rechtes Ohr. Dann sprach sie in ihre Uhr am Handgelenk. »Verbindungskontrolle. Ist ein Herr Schlunegger da?«

»Höre dich laut und deutlich«, antwortete er gerade mal zwei Meter neben ihr und drückte seinen eigenen Knopf noch etwas tiefer in den Gehörgang.

»Was macht unser Mann?«

Miguel schaute auf das Tablet. »Plaudert gerade angeregt

mit der Bedienung. Jetzt lachen beide. Geselliger Typ, unsere Zielperson.«

Violetta seufzte. »Sowieso eigentlich ein ganz feiner Kerl. Zu allen Leuten freundlich und zuvorkommend. Er hat Humor, Anstand und ein ausgeprägtes soziales Gewissen. So einen Chef wünscht man sich, lebt und lässt leben. Ich frage mich schon die ganze Zeit über, wer so einen Menschen umbringen lassen will.«

»Morgenstern ... nicht.«

Sie funkelte Miguel an. »Man darf doch wohl noch darüber nachdenken, warum wir eine so rechtschaffene Person ...«

»Nein. Nicht. Tu's nicht«, fiel er ihr ins Wort. »Nicht darüber nachdenken. Ist in unserem Beruf nur hinderlich.«

»Aber fragst du dich denn nicht, warum jemand den Tod dieses Mannes ...«

»Tue ich nicht. Ist nicht unsere Aufgabe. Zudem haben wir bestenfalls einen Bruchteil seines Lebens und Wesens durchkämmt. Haben dabei zwar nur Positives gefunden, aber wer weiß, was der Mann für Leichen im Keller hat?«

»Hat er nicht. Ich bin ja eigenhändig in seinen Keller eingebrochen und hab ihn durchsucht. Abgesehen von etwas gar viel Alkohol war da nichts Unrechtes.«

Miguel atmete genervt aus. »Sei nicht kindisch. Du weißt genau, was ich meine.«

»Okay, dann bin ich halt kindisch.« Sie schaute trotzig. »Und dennoch frage ich mich halt, was er verbrochen hat, dass wir ihn ...«

»Nein. Nein! Morgenstern, hör auf, fertig jetzt. Oder wechsle den Job.«

Sie betrachtete nachdenklich den Boden und schwieg ärgerlich lange. Miguel fühlte sich fast dazu genötigt, einfach irgendetwas zu sagen, nur um endlich die Beklemmung loszuwerden. Schließlich hob sie den Kopf und schenkte Miguel ein aufgesetztes Lächeln. »Gut, meinetwegen, dann ist das

halt so. Ist nun mal unser Geschäftscredo. Wir fragen nie, warum – wir bringen einfach nur um.«

»So gefällt mir die Lady schon besser.« Er nickte ihr gönnerhaft zu.

»Wir sind nicht die Richter, sondern einfach nur Hingerichter.«

»Hey, da ist sie ja wieder, meine gute alte Morgenstern. Hab mir schon Sorgen gemacht«, kumpelte er und pufte die Faust in ihre Schulter.

»Ist aber trotzdem ein netter Mann.«

»Ein sehr netter Mann.«

»Mit dem Herz am rechten Fleck.«

»Dann bringen wir dieses jetzt zum Stoppen. Bereit, Morgenstern?«

Sie nickte, packte ihre riesige Handtasche und eilte davon in Richtung Restaurant.

Miguel schaute ihr nach, schüttelte den Kopf und seufzte in sich hinein. Dann splittete er den Screen auf seinem Tablet, behielt einerseits die Überwachungskamera der Gaststube im Auge und startete anderseits eine weitere Software.

Ihr Mann war eben dabei, den ausgedruckten, sich zusammenrollen wollenden Kassenbon auf dem Tisch zu studieren. Er nickte dabei leicht vor sich hin und machte Murmellippenbewegungen, so als rechne er nach, fingerte dann aus der Brieftasche drei Geldnoten und legte diese in einem Fächer auf das Tischtuch. Zuletzt baute er mit ein paar Münzen ein Trinkgeldtürmchen darauf.

»Bin drin«, raschelte es in Miguels Ohr.

Synchron dazu sah er auf dem Display, wie Morgenstern die beinahe bis auf den letzten Platz besetzte Traube betrat, über das schwarz-dunkelblau geflieste Schachbrett-Muster am Boden lief und sich schnurstracks in den rückwärtigen Teil des Restaurants begab. Wo sich die Waschräume befanden.

Der Auftrag war vor fünf Wochen im Darknet auf der Webseite ihrer Agentur »Wir lösen Ihr Problem – Wir entsorgen Ihre Sorgen« eingegangen. Das Auftragskillerbusiness lief gut. Nein, sehr gut sogar. Sie hatten eine Marktlücke gefunden.

Subjekte im Mandat ins Grab spedieren war eine Goldgrube.

Je komplizierter die Welt da draußen wurde, desto einfachere Lösungen suchten die Menschen. Und was war simpler, als wenn ein Problem einfach weg war? Und zwar ein für alle Mal. Dauerhaft nachwirkend. Zukunftsfest. Weil verstorben.

Mochte die Gesellschaft den Trend »Nachhaltigkeit« eben erst entdeckt und zum Lifestyle erhöht haben – die Profi-Umbringer in der Schatten- und Unterwelt wussten schon lange um die Relevanz dieses Themas.

Vom anonymen Auftraggeber erhielten Morgenstern und Schlunegger erste Informationen über Ort und Art des Ziels zugeschickt, entschieden sich nach eingehender Evaluation und Kalkulation, den Job anzunehmen, und gingen nach Vorauszahlung der Hälfte des Honorars (via weder rücknoch vorwärtsverfolgbarer Kryptowährungen wie Bitcoin, Ethereum, Tether oder Monero) ans Werk.

Die Zielperson hieß Joachim G. Kellermann, war sieben- und fünfzig Jahre alt, gelernter Augenoptiker, nicht sehr groß, dafür mit elf Kilo Speck über Idealgewicht. Nur noch wenig graues Haar, buttermilchweiße Haut voller Sommersprossensprenkel, grüne Augen und ein goldenes Gemüt. Bekennender Barbecue-, Elvis- und Westernfilmfan. Und über die alten, schwarz-weißen Slapstick-Klamotten von Stan Laurel und Oliver Hardy konnte er sich auch heute noch totlachen. Er besaß sie alle auf DVD. Weswegen (und wohl auch aufgrund seiner Leibesfülle) er in seinem Freundes- und Kollegenkreis den Spitznamen »Oli« trug.

Von seinem Vater hatte er vor fünfzehn Jahren die Kellermann-Optik AG geerbt, eine prosperierende Brillenla-

denkette. Seit seinem Amtsantritt war es ihm gelungen, den Umsatz massiv zu steigern und die Anzahl der Filialen auf achtzehn zu verdoppeln. Kellermann zahlte seinen Angestellten zehn Prozent mehr Lohn als in der Branche üblich, spendierte ihnen eine zusätzliche Urlaubswöche und hatte bezahlte Mutter- *und* Vaterschaftsferien eingeführt, als ein Großteil der KMU-Chefs den Begriff noch nicht einmal kannte. Die Belegschaft der Kellermann-Optik vergötterte ihren Chef.

Er war geschieden und lebte allein. Keine Kinder, keine Haustiere, keine Altlasten. Vor zwei Jahren hatte er sich eine Eigentumswohnung gekauft, im obersten Stockwerk eines Hochhausneubaus am Rande der City. Der Innenausbau des Apartments war vom Architektenteam bewusst puristisch-reduziert gestaltet worden; viel Glas, Beton und Stahl, nahezu farb- und gänzlich seelenlos. Wie aus dem Immobilienkatalog für Zahnarztpraxen. Gedacht und designt für eine junge, hippe Klientel, die Style am Bau zu schätzen wusste.

Also nicht für Leute wie Kellermann.

Der Genuss- und Gemütsmensch hatte beim Umzug seine alte, schwere Wohnwand aus dunkler Wotan-Eiche mitgebracht, Omas Schrank, Esstisch und Kristalllüster, ein Dutzend wolkendicke Orientteppiche sowie die riesige lebkuchenbraune Ledersofalandschaft. Die nackten Betonwände erwärmte er mit seiner Kollektion von Albert-Anker-Kopien.

Bei der Observation hatten Morgenstern und Schlunegger herausgefunden, dass Kellermann an den Wochenenden den Wellnessstempel eines nahen Hotels besuchte, sich Dampfbad und Sauna gönnnte, eine Hot-Stone-Massage und am Schluss eine halbe Weichkochstunde im Whirlpool. Ansonsten hockte er nach Feierabend und in der Freizeit im Jogginganzug – der noch nie für seine Ursprungsbestimmung im Einsatz gewesen war – auf dem Lebkuchenleder und zischte ein paar Dosen-

bier aus dem Appenzell. Dazu guckte er seine »Laurel und Hardy«-Filme oder Netflix-Serien über Wikinger, Barbaren, Römer und College-Girls.

Oder er spionierte seine Nachbarinnen aus.

Letzteres war das Neck- und Bemerkenswerteste an Kellermanns Lebenswandel, wie Miguel fand. Vor dem Panoramafenster im Wohnzimmer hatte der Kerl ein Teleskop mit Stativ stehen, mit dem er in die gegenüberliegenden Wohnungen linsten und Anwohnerinnen ohne Gardinen und Ahnung beim Wohnen beobachtete.

»Schau an, unser Herr Kellermann ist ein Spanner«, hatte Miguel gesagt.

»Er ist ja bald weg vom Fenster«, hatte Morgenstern geantwortet und dabei selbstironisch die Augen verdreht ob ihrer Wortfrotzelei.

War so eine Art Spiel von ihnen geworden. Das Ableben der Zielpersonen mit zu deren Berufen oder Neigungen passenden Flachwitzten zu kommentieren.

Die Zahnärztin hinterließ eine schmerzliche Lücke.

Der Erzbischof musste dran glauben.

Der Starmusiker hörte die Englein singen.

Die Uhrmacherin segnete das Zeitliche.

Der Metzger ging den Weg allen Fleisches.

Die Managerin der Bundesbahnen lag in den letzten Zügen.

Der sanft entschlafene Bundesbeamte.

Und – Miguels Favorit – (ein Promi-Kill-Auftrag vom vergangenen Oktober): Der Olympiazweite im Geräteturnen verreckte.

Opferwortspiel nannten sie es. War saudoof, ihnen beiden schon klar. Despektierlich sowieso. Aber sie konnten sich darob köstlich amüsieren und kicherblödelten herum wie Kinder in der Umkleide – was ihnen etwas Druck im Job und von der Seele nahm und die Auftragsliquidation damit ein klein wenig erträglicher machte.